



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 69.

Mittwoch, 23. März

1927.

### Die lustigen Leute auf Unverzagt.

Roman von E. Fischer-Markgraff.

(Nachdruck verboten.)

(18. Fortsetzung.)

Und jetzt hob sich ein Nacken, den köstliches, uraltes Goldgeschmeide umhing, wie schimmernder Atlas aus der duftigen Spigenumrandung des Kleides, und die hellen Augen mit den auffallend dunklen Brauen erkannten ihn sofort auch ohne Glas.

Allerdings legte sich um den feinen Mund, der noch soeben in zurückhaltender Liebenswürdigkeit zu dem dicken Hauptmann von Mattern, der in einer seltenen Geflossenheit Konversation zu machen schien, hinübergesprochen hatte, sofort ein erkältender Zug, und die feinen Brauen zogen sich unmerklich zusammen.

Aber das focht ihn weiter nicht an.

Wie der Wasserstrudel vom Strohalm, so zog es ihn in ihr Bereich: „Gnädige gestatten, daß ich Sie in unserer Gesellschaft willkommen heiße —? Ergebener Diener, Herr Baron. Begrüße Sie, Herr Hauptmann, Herr Fränkel — gnädige Frau —! Der Stuhl ist doch noch frei —?“

Und ohne Rechthildis' eilig wehrenden Blick zu beachten, hatte er schon an ihrer Seite Platz genommen.

Herr von Massenbach, der von dem Freund so eilig auf den Frost gesetzt, zog die Augenbrauen hoch und pfliff durch die Zähne. „Doch nicht schlecht“, meinte er und ließ sich an der Seite der getreuen Gattin nieder.

„Was dünkt dich?“

„Wo das Nas ist, sammeln sich die Adler“, raunte eine scharf zugespitzte Stimme an seinem Ohr und, sich umwendend, erkannte er den Superintendents Bräutigam, einen bedeutenden Kanzelredner, der hinter ihm vorüberstrich und mit einem Lächeln auf dem geistreichen Gesicht grüßend in das Dunkel eines Seitenweges tauchte.

Herr von Massenbach blickte ihm verärgert nach. Er mochte den vergnüglichen Kerl, der über alles und jedes seine scharf zugespitzten Anmerkungen machte, sehr gern, aber „... Na, ein bißchen mehr als ihr Geld hatte Thilde denn doch dranzusetzen“, meinte er und schaute mit brüderlichem Stolz zu der, wie eine Rose erblühten Schwester hinüber. Und seine Gattin nickte ihm lächelnd und befriedigend zu.

„Ihr Stuhl gehört eigentlich Herrn Dr. Voigtstedt“, sagte der Hauptmann bevormundend zu Herrn von Reichwange, der ihm sehr unangelegen kam, „er ist nur gegangen, um für Herrn von Massenbach im Ort eine Bestellung zu machen.“

„Ich werde mich entschuldigen“, erwiderte der Forstmeister und blieb sitzen.

„Warum kommen Sie so spät?“ fragte der Kommissionsrat Fränkel, der mit der üppig schönen Gattin und deren junger Gesellschaftin ihm schräg gegenüber saß.

Eigentlich paßten er, wie Frau Golde, nicht so recht in den Kreis der Ressourcenvereinigung.

Jedenfalls aus dem Galizischen herzugezogen, wußte man nicht recht, wie und wo er seine großen Reichtümer, die er wirklich besaß, sammelte. Der eine behauptete, er sei Schweinehändler gewesen, der andere, er hätte sich als stiller Associe an der Veräußerung fiskalischer Wälder beteiligt. Der gewichtige Vereinsteil der wohlhabenden Gutsbesitzer und Offiziere hatte nach Möglichkeit versucht, ihn herauszudrängen, aber da war eine ab-

solute Mehrheit, die ihn bei der Ballotage hielt, jüngere Offiziere, auf der Kippe stehende Gutsbesitzer, Leiter industrieller Unternehmungen.

Zwar raunte man sich zu, daß der Herr „Bankier“ — er hielt ein kleines, elegant ausgestattetes Bureau in einer der Hauptstraßen des Ortes — Geld ohne Zinsen ausleihe und als einzige Gegenleistung fordere, daß man ihn in die Gesellschaft einführe.

Aber das Gerücht schwebte in der Luft und entbehrte sozusagen jeden Haltes, und so mußte man es sich gefallen lassen, bei jeder größeren Festlichkeit die gewichtigen Gestalten Herrn Jffais und Gattin ihren Platz behaupten zu sehen, und schließlich gewöhnte man sich an sie, vorzüglich vielleicht darum, weil sie beide den seltenen Takt besaßen, sich nie voranzudrängen.

Im übrigen belustigte man sich laut oder leise über Frau Golde's überlegante Pariser Toiletten; und ihre gelegentlichen Entgleisungen sowie die des Herrn Gemahls wurden als eine Quelle des Vergnügens von Mund zu Mund weiter verbreitet.

In diesem Augenblick erhob sich Frau Adelgunde und ging mit ausgestreckten Händen einer, in elegantes Schwarz geküllten Dame entgegen, die von einem der benachbarten Tische zu ihr herüberkam.

„Meine liebe Frau Landrat, welche Freude! Endlich von der Italienreise zurück?“

Eine allgemeine Begrüßung folgte.

Der Blick der Fremden streifte Rechthildis' zartes Gesicht in der kornblumenblauen Umhüllung und etwas wie ungläubiges Staunen flog über das dunkelgetönte, vornehme Rassegesicht.

Die Dame hob die prächtig gearbeitete, mit Emaille und Lapislazuli in orientalischer Weise ausgelegte Vorkette einen Augenblick vor die Augen.

„Darf ich bitten, mich bekannt zu machen?“

Die Freiin stellte vor.

„Vielleicht machen Sie uns einen Augenblick das Vergnügen...? Wir haben uns so lange nicht gesehen...“

Die Landrätin blinzelte ein wenig zu Rechthildis hinüber. „Herzlich gern, meine liebe Frau von Massenbach, aber ich weiß nicht, ob ihr Fräulein Schwägerin mit „so etwas...“

Frau Adelgunde, die in dem broschierten Seidenkleid von hellgrauer Tönung wieder so frisch und appetitlich wie immer aussah, ließ die Augen befremdet von der einen zur anderen wandern.

„Aber ich begreife nicht...“

Frau Landrat von Rechthildis drückte ihr die Hand.

„Ich bitte um Verzeihung, daß ich — ein unzeitiger Scherz, eine kleine Entgleisung...“ und sie blinzelte verblüffend zu Fräulein von Massenbach hinüber.

Die aber hatte sich in ihren Stuhl zurückgelehnt und, die Lider halb über die hellen Augenlider sinken lassend, spielte sie mit dem Blatt, das die Folge der Musikstücke enthielt, das sie zusammengerollt um die feinen Finger wand.

„Hochmütig und eigensinnig“, dachte Herr von Reichwange, der einzige, der den ursächlichen Zusammenhang des kleinen zugespitzten Vorganges kannte, sie verstoßen von



der Seite betrachtend. „Eine kleine Entschuldigung gegen die Gefräßigkeit hätte ihrem aristokratischen Bewußtsein sicher keinen Abbruch getan.“

Und wieder fühlte er, wie es ihm kältend zum Herzen drang, das vordem durch den Reiz der äußeren Persönlichkeit zu so unbegreiflich schnellem Schlagen gebracht worden.

„Wo haben Sie denn Ihre Jugend?“ fragte der neue Gast, die Vognette vor die Augen haltend, „ich sehe leere Stühle.“

„Die Jugend spielt Reihen auf dem Spielplatz,“ rief Herr Issai Fränkel herüber, allerdings ohne eine Antwort von der Landrätin zu erhalten, die zu der strengen, rechtsgehaltenen Partei des Vereins gehörte.

„Das junge Völkchen hat sich zu allerhand Kinderspielen zusammengetan und amüsiert sich köstlich“, sagte Frau von Massenbach in ihrer freundlichen Weise, die stets und überall einen Ausgleich anstrebte.

Dabei stridte sie eifrig an einem wunderfeinen Kopfschal von apertem, altmodischen Muster.

Und während die Finger geschickt über die Nadel flogen, gingen die nußbraunen Augen mit warmem Schein über den Tisch, hatten Acht auf die Kaffeetassen der ihr Zugehörigen und für jeden um die lange Tafel Sitzenden hatte sie ein freundliches gutes Wort.

„Herr von Reichwange, darf ich Ihnen von unserem Kuchen anbieten? Es ist Schokoladentorte, Ihre Nummer. Bitte, bitte, keine Ablehnung, wir haben reichlichen Vorrat. — Ich hoffe, Sie bald einmal bei uns zu sehen, Frau Landrat, und recht viel von Ihrer schönen Reise erzählen zu hören —“

„Bertel, hier ist der Jüder. — So recht, rüde ein bißchen, die Sonne scheint dir durch das Geäst gerade auf den Kopf. Du siehst schon ganz rot aus — Herr Fortkmeister, Sie haben noch immer keinen Kaffee, wie ich sehe. Bitte, Herr Baron, drücken Sie einmal auf die Klingel, mir zuliebe, ja, Sie ist in Ihrem Bereich, den Ganymed herbeizurufen.“

Frau Gold hatte eben den letzten Löffel Schlagahne ihrer zweiten Portion hinter den Lippen verschwinden lassen.

„Ganymed?“ fragte sie, den Kopf hehend, mit der zirpenden Stimme, die sie sich des aristokratischen Umgangs zuliebe, als etwas besonders Feines, angewöhnt hatte, „war das nicht ein alter Grieche?“

Baron Ermsleben, der die eine Schmalseite des Tisches inne hatte, wandte ihr das Gesicht mit dem winzigen Schnurrbärtchen unter der kurzen Stumpfnase zu, aus dem die Pincenezgläser, in denen sich ein Stüchchen leuchtenden Riesgrundes spiegelte, wahrhaft unheimlich funkelten und bligten.

Er war einer der feindlichsten Besitzer aus dem ganzen Herzogtum und genoss seines angeblich übergroßen Reichtums wie seiner „Schandschnauze“, die immer das aussprach, was die anderen dachten, seines ausgedehnten Gestüts und seines prächtigen Automobils wegen, das ganz wie das seiner Majestät erbaut war, einen allseitigen, durch nichts zu erschütterten Respekt in der Gegend.

Im übrigen erzählte man sich laut und leise, je nachdem, daß er das Leben als ein Allesgenießer bis auf die Reize ausgelostet habe und besonders in Frauenherzen wahrhaft mörderische Verheerungen angerichtet haben sollte.

Einer der Fähnriche des Regiments, der jetzt schon lange als Oberleutnant in einer der Garnisonen hart an der Grenze saß, hatte ihn einmal einen „ausgebrannten Krater“ geheißen.

Und der dicke Herr von Mattern, den, wie seine Leutnants behaupteten, „Gott nur im Zorn zum Hauptmann“ erhoben, und der alles falsch verstand und demgemäß verdrehte, hatte daraus einen „ausgebrannten Krater“ gemacht.

Das Wort machte die Runde, und da das stumpfnasige Gesicht des Barons mit den grünlichgrauen, fast wimperlosen Augen, dem langausgezogenen, winzig kleinen Schnurrbärtchen wirklich etwas Riesenhaftes hatte, blieb der Name an ihm kleben.

„Sollte Gnädigster entfallen sein, daß der verstorbene Ganymed ehemalig Kellner im Olymp war?“

„Aber Schätzchen, wie man so etwas vergessen kann“, das war die breite Sprechweise ihres Gemahls, die das jüdische nie ganz verleugnen konnte, jetzt im unwilligen

Tadelton: „Das kommt davon, wenn du die Nase statt in wissenschaftliche Bücher, immer in deine kitschigen Romane steckst.“

Die hübsche Frau mit dem stark orientalischen Profil bekam einen so roten Kopf und sah unsicher dem „ausgebrannten Krater“ in das todernte Gesicht.

„Gott ja, ich entfinne mich. Aus der Literaturstunde. Wie man so etwas vergessen kann“, hauchte sie und versuchte einen madonnenhaften Augenausschlag zu ihm hinüber.

Ein leichter Ton, wie ein Husten oder unterdrücktes Niesen ging um den Tisch. Der Bankier fuhr in die Höhe.

„Warum lachen Sie?“ fragte er erregt zu Baron Ermsleben hinüber.

Der klemmte das Augenglas, das nie hasten wollte, fester auf das winzige Näschen.

„Ich lachen?“ meinte er nachlässig, „daß ich nicht wüßte. Und wenn schon, ich bin Philosoph. Wenn es Sie stört, nehmen Sie es für lachende Philosophie, dann sind wir beide zufriedengestellt.“

Frau Golde hatte nichts bemerkt, nicht die mühsam unterdrückte Heiterkeit der Anwesenden, nicht die schlecht maskierte Entrüstung des Gatten.

Sie nahm soeben dem Kellner das dritte Tortenstück ab und schickte sich an, es zu den übrigen zu gesellen.

„Gnädigste erfreuen sich eines ausgezeichneten Appetits.“

Das war wiederum die schnarrende Stimme des Barons dessen Klemmer endlich sah, und dem es einen „diebischen Spas“ machte, die auf dem heißen Boden des Gesellschaftsparketts unsicher tastende Frau ein wenig in die Enge zu treiben.

Frau Fränkel bekam einen kurzen Atem. Ihr Busen unter dem schweren, mit perlbestickter Seide bezogenen Gesellschaftsleide wogte beängstigend heftig.

Mit einer raschen Handbewegung hob sie den Teller mit dem Kuchenstückchen der neben ihr sitzenden Gesellschaftlerin zu, die noch nicht einmal den Kopf von der irischen Spitzenarbeit gehoben hatte, an der sie eifrig förderte.

Jetzt ein halbgeschlüstertes „Danke“ von einem schmalen, aber kirschroten Mund, und wie sie für einen Moment den Blick hob, sah Ermsleben in ein Paar hellbraune Augen, die mit lustiger Schalkheit zu ihm hinüberfunkelten, sich aber sogleich wieder, wie erschreckt, auf die Arbeit senkten.

(Fortsetzung folgt.)

## Schneesturm auf der sibirischen Tundra.

Von Dr. Kai Donner.

Der finnische Forscher veröffentlichte soeben im Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart ein reich illustriertes Werk: „Bei den Samojeden in Sibirien“, worin er über seine dreijährigen Reisen und Erlebnisse in diesen ungeheuren Einden berichtet. Die Geschehnisse einer Winterreise auf der sibirischen Tundra werden uns durch die nachstehende Schilderung überaus anschaulich vor Augen geführt.

Als alles auf die Schlitten verladen, und die Rentiere, zwei an jede Karte, vorgespannt waren, sprangen wir auf und verließen den Endpunkt der Zivilisation, das alte verfallene Turuchansk. Es war Abend geworden, und je mehr es auf die Nacht zing, desto klarer wurde der Himmel. Ich kann mich dieser Abreise erinnern, als ob es gestern gewesen wäre. Ich freute mich unbeschreiblich, endlich nach Sogenden reisen zu dürfen, die Zivilisation noch nicht gekommen war, nach Landstrichen, die noch nie der Fuß eines Kulturmenschen betreten hatte. Ich genoss es, mit schnell dahineilenden Rentieren hinauszufahren in das Herz der Eünde, wo das Leben andere Wege geht als die gewöhnlichen. Wälder und Bäume blieben zurück, unendlich und gleichmäßig dehnte sich die weiße Ebene nach allen Seiten. Der Himmel, eben noch blau und kalt, war hell geworden, das Nordlicht flammte in gewaltigen Bogen, und der Weltraum schien in Brand zu stehen. Seltsam war es, so mit Rentieren über die endlose Ebene durch das

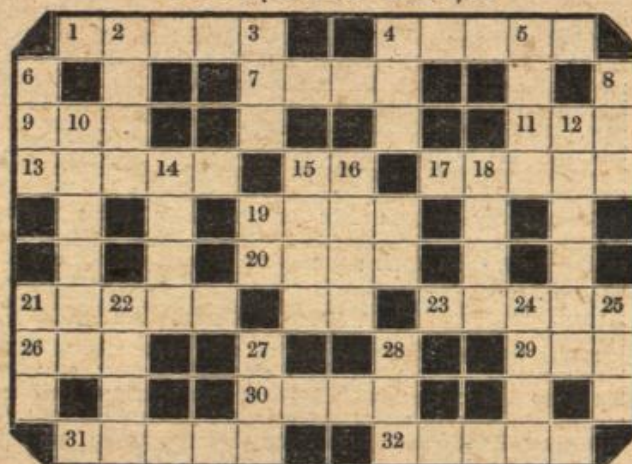


Reich des großen Schweigens unter einem flammenden Himmel dahinzusprennen, der sich über den Tundren wölbte. Man glaubte wegzufiegen von der Wirklichkeit und in die wunderbare Welt der Sage zu dringen.

Die Fahrt an den Tas nahm ungefähr eine Woche in Anspruch, trotzdem die Entfernung nicht mehr als etwa 500 Kilometer beträgt. Aber die Rentiere, die beinahe einen Monat lang in der Tundra auf den Missionar hatten warten müssen, der nie kam, waren nicht besonders gut gestüttert und daher ziemlich müde. Außerdem stürten uns dicke Schneestürme, die auf der fahlen Tundra hundertmal schlimmer sind als auf dem Jenissei oder in den Wäldern. Einmal, als ich Tungusen als Wegweiser hatte, verirrtten wir uns vollständig und hatten alle Mühe, zurückzufinden, als das Wetter wieder klar geworden war. Ein andermal brach in der Nähe des Tas der Sturm mit so furchtbarer Gewalt über uns los, daß wir die Rentiere sich in den Schnee legen lassen mußten. Wir selbst waren gezwungen, hinter den umgefüllten Schlitten mit gekreuzten Beinen, die Pelze über Arme und Beine gezogen, den Kopf auf die Brust gebeugt, sitzen zu bleiben und zu warten, bis der Sturm sich legte. Holz zum Feuermachen hatten wir nicht, unser Essen war zu Ende, und in dieser elenden, unbequemen Lage mußten wir vierundzwanzig langsame Stunden an uns vorüberziehen lassen, ehe wir weiter konnten. Man durfte sich nicht auf den Boden legen, weil man dann langsam, aber sicher erfroren wäre, an Schlaf war kein Gedanke, denn dann hätte einem dasselbe Schicksal gedroht. Die oben beschriebene Weise war die einzig mögliche, und ich befolgte willig das Beispiel der Eingeborenen in der Überzeugung, daß diese am besten wissen würden, wie man sich in solchen Lagen zu verhalten habe. Später habe ich von vielen Russen erzählen hören, die, von Müdigkeit überwältigt, es nicht fertig gebracht, oder auch nicht versucht hatten, den ganzen Tag über unbeweglich dazusitzen und klares Wetter abzuwarten. Sie hatten sich trotz den Warnungen der Eingeborenen im Schnee schlafen gelegt und waren unter den lieblichsten Träumen erfroren. Diesmal, wie später noch oft, war die Verlockung für mich groß. Es wäre herrlich gewesen, die gefühllosen Glieder schmerzlos entschlafen zu lassen, und nie habe ich so den fast unüberwindlichen Wunsch gehabt, die Augen zu schließen und einzuschlummern, beinahe gleichgültig gegen die Aussicht, nicht mehr zu erwachen. Statt dessen mußte ich sitzen und sitzen, meine Pelze mit Naborka rauchen und mir zwischendurch die trockenen Lippen mit Schnee anfeuchten. Dieser erste Schneesturm, den ich auf der Tundra erlebte, hörte, wie gesagt, nach vierundzwanzig Stunden auf, und wir fuhren sofort weiter. Es ging freilich besonders langsam; der Schnee hatte sich überall

in solchen Massen aufgebaut, daß wir durch die Schneewehen wadend den Weg bis zur vorletzten Kaskette vor dem Tas suchen mußten.

## Kreuzwort-Rätsel



Wagerecht: 1. Obstart. 4. Berühmter Maler. 7. Kleiderstille. 9. Kinderspeise. 11. Frauennamen. 13. Mineral. 17. Sundaressen. 19. Teil eines Rades. 20. Vergeltung. 21. Gellender Ruf. 23. Sturmwind. 26. Göttin. 29. Französische Bezeichnung. 30. Gebäude. 31. Handelsausstellung. 32. Nadelbaum. — Senkrecht: 2. Fluß im Harz. 3. Straußenart. 4. Getränk. 5. „Mädchen“ im Dichtermund. 6. Bekanntes deutsches Bad in Hessen. 8. Schmachvoller Fisch. 10. Niederländische Universitätsstadt. 12. Stadt in Anhalt. 14. Insekt. 15. Beliebtes Brettspiel. 16. Unverbreiteter Überrest. 18. Gestalt. 19. Flächenmaß. 21. Weißliches Haustier. 22. Blütenstand. 24. Umfassende Bezeichnung für Getreide. 25. Afrikanischer Strom. 27. Bündnis. 28. Teil eines Baumes. (h = ein Buchstabe.)

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 684: 1. Türkei. 7. Ra. 8. Ar. 10. Re. 12. Uhr. 14. In. 15. Alb. 17. Arg. 18. Ader. 19. Irr. 21. Uda. 23. Ei. 24. und 26. An. 27. Erl. 28. Es. 30. Mailand. — Senkrecht: 2. Ur. 3. Eau. 4. Dar. 5. Er. 6. Arabien. 9. England. 11. El. 13. Haken. 14. Ir. 16. Bar. 17. Ara. 20. R. 3. 22. Da. 24. Uli. 25. Dea. 27. Na; a. a. 29. En.

## Alt-Nassau

### Nassauische Städte in der ausklingenden Zopfzeit.

Nach den Schilderungen des Herrn Philipp Wilhelm Gerden. Mitgeteilt von Karl Demmel.

Jeder gebildete Mensch im 17. und 18. selbst auch noch im 19. Jahrhundert, der einigermaßen einen kläffigen Stil schreiben konnte, fühlte sich wohl durch die Postulantenromantik dieser Jahrhunderte angezogen, seine Reiseerlebnisse darzustellen. Und es gab noch viel mehr Leute, die solche Bücher mit größter Begierde lasen, denn bekanntlich war es nur wenigen vergönnt, sich selbst eine Reise zu erlauben. Eigentlich geschah ja auf solchen Reisen sehr wenig, was sich verlohnt hätte, zu schildern, aber die Kulturgeschichte ist doch wieder diesen empfindsamen Deuten dankbar, da sie uns Einblick in das kommunale und private geistige Leben der vergangenen Jahrhunderte gewähren, und man verzeiht ihnen deswegen manche kleine Bedanterie zuweisen. Hier in diesem Artikel ist der Schilderer der weitgereiste Philipp Wilhelm Gerden, der seine Reisen in mehreren stattlichen Lederbänden 1783 herausgab. Gerden zeichnet uns hier ein Bild hessen-nassauischer Städte zur Zopfzeit. Selbstverständlich ist ihm hier schon der Länge wegen manches gestrichen worden. Im folgenden wollen wir nun hören, was unser Philipp Wilhelm Gerden, dessen Schilderungen dem Diktator natürlich genügend bekannt sind, zu sagen weiß und lassen wir ihn deshalb mit seinen eigenen Worten reden:

Schwalbach.

Der Ort liegt in einem tiefen Thal, so mit fruchtbaren Bergen umgeben ist. Er ist in der Länge, wegen des

schmalen Thals, und in Betracht des berühmten Brunnens, nur schlecht gebauet, hat ohngefähr 200 Häuser, und kommt mit Pormont in aller Absicht in gar keinen Vergleich. Hier sind schlechte altfränkische Häuser, die übel, und zum Theil wegen der schlechten Treppen zum Halsbrechen angelegt sind, schlechte Promenaden, die nicht genug Schatten geben, und überall schlechte Anstalten. Die ganze Einrichtung ist nur kleinstädtisch, zu Pormont lebt man in einem ganz andern Ton. Die Gegend herum ist von der Natur so schön ausgesteuert, daß, wenn sie gehörig genubet würde, hier die schönsten Anlagen gemacht werden könnten. Wenn nur der dritte Theil, was an das Schlangenbad verwandt ist, hier angewendet würde; so könnte dieser Platz ein recht brillanter Brunnenort werden. Die ganze Gegend ist weit schöner, wie zu Pormont, die nur Holz und einen schlechten Fruchtboden hat, anstatt hier die Berge mit aller Gattung von Feldfrüchten und Obstbäumen geschmückt und die Thäler einer großen Heerde Hornvieh beste Weide, und den schönsten Wieswachs geben, wovon auch das Städtgen außer den drei Monaten der Curzeit lebt. Der Brunnen ist ganz offen, und nur mit einem Geländer eingefast, die herumliegenden kleinen Gebäude, worunter die Galanteriewaaren feil sind, unterhält die Gemeinde, und dieses sieht man ihnen auch an. Von den Häusern, worin Curgäste logiren, erhält der Landgraf etwas, auch müssen die fremden Kaufleute bey der Curzeit, insofern die Musikannten, Comödianten an denselben etwas abgeben. Ob er von den Spieltischen auf den Sälen auch etwas belommt, oder solches die Eigenthümer derselben erhalten, ist mir unbekannt. Die drei öffentlichen Säle gehören Privatsfamilien, deren Vorfahren sie auf ihre Kosten erbauet, und diese verpachten sie wieder an Entre-



preneurs, die ihren Hauptvergnügen von den Spieltischen haben, die hier in Menge sind. Nach daziger Mode besucht man des Morgens den Judenaal (in dem allein die Juden erscheinen dürfen), des Nachmittags den Kaiseraal, und des Abends den großen Alleeaal. Alle drei sind sehr häufig, und drohen bey der großen Anzahl Menschen, die öfters darauf sind, alle Tage den Einsturz. Man hat sonst darin alle Arten von Vergnügen, Spieltische genug, Billards, Musik, Tänze und alle Arten von Getränken. Des Abends wird auf dem großen Saal Ball gehalten, wo es freilich späte hin in der nahe daran liegenden Allee etwas frey hergeht. Ueberhaupt ist die Lebensart viel freier, wie zu Bormont, wo sie etwas steifer, und der Unterschied zwischen dem Adel und dem bürgerlichen Stande merklicher ist. Das Essen und der Wein ist hier gleichfalls weit besser, weil die Gaste und Speisewirthe hier in der Nähe besser Fleisch, Kügelwerk und vorzüglich gutes Gemüße haben können, wie zu Bormont, so in einer gar mageren Gegend liegt, wo alles gar theurer erst von Hannover hingebracht werden muß. Die Betten sind hier auch besser, und so schönes schmackhaftes Rodenbrod habe ich noch nirgends gefunden. Den guten Geschmack, und das Lockere soll es von dem mineralischen Brunnwasser, worin das Mehl eingerührt wird, erhalten. In Curgästen rechnet man hier in der stärksten Zeit zuweilen auf einmal wol 200 Personen. Von hier fuhr ich mit einer Gesellschaft nach dem Schlangenbade, so eine Stunde von hier liegt, und prächtig gebauet ist. Hier findet man die schönste Einrichtung, alles in einem andern Ton, gerade das Gegenheil von Schwalbach. Treffliche Promenaden, saubere Zimmer, sehr gutes Essen, und zum Baden ist alles aufs bequemste eingerichtet. Das Bad aber ist nur kalt und seifenartig, mithin von dem heißen Bade zu Wiskbaden sehr unterschieden. Das hiesige ist viel gelinder, und vorzüglich für schwächliche zarte Personen zu gebrauchen, indem das zu Wiskbaden schon angreift, und nicht für jeden zu gebrauchen ist. Seifenlauge hat viel angewandt, alles ist prächtig, und es wird hier auch eine Wache unterhalten. Weil aber nur wenig Badegäste hier sind, fast lauter Vornehme, so ist hier theurer zu leben. Indessen fährt man von Schwalbach häufig hieher und speiset hier zu Mittag. Vormalts waren zu Schwalbach viele Tuchmacher, seitdem aber der mineralische Brunnen von der Mitte des XVI. Jahrhunderts stark von Fremden besucht wird, und das wohlfeile Leben dort vermindert ist, sind diese auch sehr vermindert, so daß nur noch 20 Wollenweber hier sind. Nachdem ich den Abend wieder nach Schwalbach zurückgekommen, so fuhr ich den folgenden Tag nach

#### Wiskbaden.

welches drey kleine Stunden von da entfernt ist, wohin der Weg größtentheils durch Hölzungen geht. Die Stadt kann über 400 Häuser haben, und die sind in der Gegend, wo das Bad ist, sauber gebauet. Es ist ein uralter Ort. Viele Urkunden der frankischen Könige sind hier datirt, indem sie hier einen Pallast hatten, wozu vermuthlich das Bad die erste Gelegenheit gegeben hat. Die Landesregierung und Kammer hat hier auch ihren Platz. Aber die vornehmste Nahrung giebt doch der Stadt das hiesige heiße Bad, so vielleicht das stärkste in Deutschland ist. Die Hauptquelle ist auf offener Straße, die ungemein stark dampft, so daß man die schwefelichen Theile riechen kann. Die Bäder sind gut eingerichtet, obwohl nicht so sauber und prächtig, wie zu Schlangenbad, und im Darmstädtischen Hofe zu Ems. Hergegen auf Logis, Essen und einen ziemlichen Wein findet man hier um billigen Preis. Die Gegend um der Stadt wird jedermann auch angenehm finden, allein sie ist auch hier nicht genutet. Die Promenaden sind schlecht, in Vergleichung anderer Bäder und Brunnen. Der dazu angelegte Garten ist viel zu klein, und für viele Curgäste gar zu eingeschränkt, ohne Aussicht. Nicht weit davon würde man leicht eine bessere anlegen können ohne große Kosten. Hier nahm ich einen Wagen und meinen Weg nach

#### Idstein

durch lauter Hölzungen, die ein wahrer Schatz des Nassau-Usingschen Landes sind. Von Wiskbaden zieht sich der Weg beständig in die Höhe durch lauter Waldungen, bis man endlich das hohe Gebürge erreicht, so über Homburg hieher bis an den Rhein geht, und besonders über den hohen Berg, den man den Trompeter nennet. Auf der Spitze desselben, die man die Platte (wegen einer kleinen Plaine darauf) heißet, hat der Fürst von Nassau-Usingen ein artiges Jagdhaus bauen lassen, wovon man eben die göttliche Aussicht hat. Von hier fährt man beständig durch Waldungen, magere steinigke und schiefelige Gegenden bis Idstein, so etwas in der Grund liegt, wovon das Bergschloß aber doch recht gut in die Augen fällt. Die kleine Stadt hat ohngefähr 300 Häuser, und vielleicht noch 50 Judenhäuser. Sie

lebt blos von Aderbau und Handwerkern. Der römische Pfahlgraben geht ohnweit der Stadt weg, und zeigt nicht sehr weit davon, besonders auf der Liepacher Seite ansehnliche Ueberreste, in welcher Gegend die Römer lange ein Standslager gehabt haben. Das jetzige Fürstliche Schloß auf einer starken felsigen Anhöhe, wovon große Stüden überall hervorstehen, hat im Anfange des XVII. Jahrhunderts seine jetzige Form erhalten. Ein runder uralter Turm steht auf einem erhabnen rauhen Felsen in dem geräumigen Schloßhofe, so wahrscheinlich noch ein Ueberrest des ersten alten Castri ist. Das jetzige Schloß ist vier Stod hoch, und nach damatiger Art mit vielen Giebeln aufgeführt, präsentirt sich von Ferne nicht schlecht. In selbigen ist das fürstliche Archiv der Nassau-Usingschen Linie ganz unten in drey guten Gemäusern aufbewahrt, die alle drey so angefüllt sind, daß der Herr Archivath Lange über Mangel an Raum klagte, indem er damit umgeht, solches noch besser einzurichten, und besonders ein chronologisches Repertorium anzufertigen, indem die Realrepertoria ziemlich gut eingerichtet sind. Hier ist seit der Reformation ein berühmtes Gymnasium, wo vormalts zuweilen auf 200 junge Leute studirten. Inzieso sind etwa nur noch 100 hier, die in der Stadt bey den Bürgern wohnen, auch die mehresten bey solchen in Kost geben, so wirklich der kleinen Stadt einige Nahrung giebt.

#### Nassau.

Eine kleine Stadt, die ohngefähr 300 Häuser hat, aber noch ziemlich gebauet ist. Von Katholischen Einwohnern sind hier nur wenige, die in den nahe belegenen Kloster- und Arnteinischen Dörfern ihren Gottesdienst haben. Die Freiherren von Stein haben ein wohlgebautes Ritterstz darin, und in der Gegend herum ansehnliche Güter. Sonst ist das Amt Nassau eigentlich weiberrisch, indem Nassau-Dietz, oder der Fürst von Dranien, die Hälfte daran hat, und Nassau-Usingen die andere Hälfte. Das in seinen Ruinen völlig liegende Schloß und Stammhaus Nassau liegt über der Lahn, hart an diesem Strom, auf einem sehr hohen aber fruchtbaren Berge, der Wein und Getraide giebt. Gleich unter demselben, aber doch noch an selbigen Berge, liegt auch noch ein altes Schloß, Stein genannt, so vermuthlich das Stammhaus der Freiherren von Stein ist. Die ganze Lahn hat viele alte Schlösser aufzuweisen, weil vormalts in dieser rauhen Gegend viele alte Dynastien ihre Wohnsitze hatten. Gerade gegen das Kloster Arntein über steht man ebenfalls ein altes, und dabei ein neues Schloß mit Namen Langenau, so gleichfalls einem reichsritterlichen Geschlechte dieses Namen gehört. Von Nassau habe ich meine Reise weiter nach Koblenz fortgesetzt, überall durch romantische Gegenden bis an das

#### Embsersbad.

Dieses berühmte warme Bad liegt ganz dicht an der Lahn. Der Ort bestehet aus etlichen wohl gebaueten Häusern, und hauptsächlich aus drey großen geräumigen Badebäusern, worin die Curgäste logiren, davon das eine Darmstädtisch, und zwey andere zur Grafschaft Dietz, Nassau-Dranien, gehören. Nachdem ich mich etliche Tage hier aufgehalten hatte, so fuhr ich von da zu Wasser zurück auf Braubach, um den Gang des römischen Pfahlgrabens in der Gegend genau zu untersuchen.

#### Braubach.

eine kleine Stadt am Ufer des Rheins, so dem Hause Darmstadt mit dem ganzen Amte gehört, woran vormalts Hesse-Nassel auch  $\frac{1}{4}$  hatte. Die Stadt erhielt vom K. Rudolph I. einige Freiheiten. Im Thal, nahe am Rhein, steht ein Schloß, so Landgraf Philipp 1568 gebauet, und nach seinem Vornamen Philippsburg genannt hat. Auf dem nahe belegenen hohen Berge liegt auf dem obern Felsen das feste alte Schloß Marrburg, worauf zuweilen Staats- und andere Gefangene sitzen. Nahe bey solchem ist ein Kupferbergwerk, so auch etwas Silber giebt. Auch sind ein paar mineralische Quellen in dieser Gegend, die überhaupt reich an solchen ist. Ich hatte viele Mühe, jemand hier auszuforschen, der mir Anweisung geben konnte, wo hier der römische Pfahlgraben am Rhein sich endigte, und noch einigermaßen sichtbar sey. Endlich erhielt ich einen Führer, der mich in die Gegend des Dorfs Trücht führte, wo er im Walde noch sehr kenntlich ist, und sich weiter hinauf unter Ober-Lahnstein an den Rhein zieht, nicht sehr weit, wo die Lahn in den Rhein fällt, wo ich ihn auf zwey Stellen auch sichtbar gefunden habe. Hier nahm ich ein eigen Fuhrwerk, so ich auf solche Art gedungen, daß er mich hinfahren mußte, wo ich davon Rundschaft einzuziehen wollte. Den übrigen Gang in dieser Gegend habe ich ein andermal von Schwalbach aus über Remel und Laufenal unterfuchet. Ich kehrte also seitwärts von dem Dorfe Pohl wieder nach Nassau, und fuhr den andern Tag nach Limburg zurück, weil ich von da noch einen andern Theil der Nassauischen Länder sehen wollte.